

Romanze in Marseille. Teil 3

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 20

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

Martin lachte verärgert, denn wie allen jungen und dummen Menschen schmeichelte es ihm sehr, wenn man ihn älter einschätzte als er in Wirklichkeit war. Am liebsten hätte er sich Runzeln gekauft, wenn man Runzeln kaufen könnte. «Bald einundzwanzig Jahre hab' ich auf dem Buckel», setzte er sich zur Wehr, «neugeboren kann man das doch mit dem besten Willen nicht mehr nennen!»

«Sei doch froh und dank dem Himmel, du holder Einfaltspinsel du! Siehst ja gut aus, nur ein bisschen mager, aber sonst ... Schliesslich kann man auf der Walz nicht auch noch fett werden.»

Martin begann verwirrt seine dunkelblaue Rippelsamthose auszuklopfen, die er von der Stange gekauft hatte, zu Hause noch — mit dem letzten selbstverdienten Geld. Die Spuren vieler einsamer Nächte und langer Wartestunden konnte sie nicht mehr verleugnen. Dann fuhr er sich mit den gespreizten Fingern durch das strohtrockene Haar.

«Lass das vorläufig, wir besuchen ja keine Schönheitskonkurrenz. Marschieren wir noch ein Stück, dann wollen wir uns putzen wie Kater nach einer verbummelten Nacht. Da vorn kommt übrigens jemand.»

Ein Mann mit grauem Stoppelbart kam ihnen entgegen; auf seinem Rücken trug er eine Tasche, aus der ein Flaschenhals hervorguckte.

«Wie spät mag es sein?» rätselte der Deutsche. «Wenn ich meine Zwiebel nicht schon längst hätte verhökern müssen, wären wir zwei jetzt nicht wie die ollen Phönizier auf die Sonne angewiesen.»

«Ich schätze etwa fünf Uhr.»

«Egal», antwortete Frank achselzuckend, «die Hauptsache ist schliesslich, dass wir hier sind, aber glaubst du, ich hätte auch nur eine blasse Ahnung wo? In welchem Stadtteil? Süden oder Norden? Diese Fahrt in der finsternen Kiste hat mir den Richtungssinn genommen. Nanu, irgendwo und irgendwie werden wir schon in die Stadt kommen, alle Wege führen schliesslich zur Canebière.»

Sie liefen auf einen kleinen Platz wie auf eine Bühne, und diese Bühne wurde vom Frühlicht illuminiert. Da war ein kleines Café mit lachs-

roter Fassade, grünen Läden und zwei jungen Platanen. Vor dem Café die pilzartigen, zitronengelb gestrichenen Tischchen und Stühle. Ein weiss und gelb gefleckter Hund kam gelaufen, die Fremdlinge keines Blickes würdigend und bedacht-sam an einer der Platanen sein Bein hebend. Irgendwo hinter der Bühne liess sich plötzlich eine langgezogene Frauenstimme vernehmen: «Fiiii-ffffii! Fiffii!»

Fifi horchte kurz auf, trippelte über den Platz und verschwand.

Auf der gegenüberliegenden Seite fiel ihnen eine überlebensgrosse Greta Garbo auf, die ihnen mit ihren weltberühmten Augen entgegenblickte, ohne dass freilich den beiden das Herz höher geschlagen hätte. Das farbenbunte Plakat mit der Flammenschrift MATA HARI verdeckte die halbe Fassade eines Vorstadtkinos und wirkte gespenstisch und komisch zugleich.

Der Himmel hatte sich strahlend erhellt. Jetzt waren die Wolkenflottillen verblasst und ihr Rot nur noch wie das Gefieder von Flamingos. Von neuem kamen Fabriken, dann wieder Mietshäuser, in denen auch von Natur glückliche Menschen unglücklich werden mussten; endlich Ladengeschäfte, Bars, Garagen, Werkstätten. Die Innenstadt kam näher. Ein Wecker rasselte plötzlich aus einem offenen Parterrefenster, so dass Martin schreckhaft zusammenzuckte.

Der Tag war erwacht. In ihrem Rücken stieg die Sonne, die Wärmende und immerdar Dauernde, höher und höher. Ein Milchmann begegnete ihnen, der auf einem Zweiräderkarren hockte, dem ein Eselchen mit grossen weissen und melancholisch wirkenden Augenflecken vorgespannt war. Das Grauchen stöckelte elegant über das Pflaster wie eine vornehme Dame. Arbeiter in blauen Ueberkleidern und weissen Halstüchern begegneten ihnen.

Martin Anderegg schaute und staunte. Alles, die ganze sicht-, fühl- und reichbare Welt, die von der Morgensonne wie verklärt und verzaubert worden war, berührte ihn unsäglich schön und beglückend. Er wollte mit seinen Augen alles umfassen, mit

seinen Sinnen alles an sich ziehen, war gierig und begierig und dürstend und hungrig nach allen Dingen dieser Erde. Er beehrte das Schöne und Hässliche, das Gute und Böse — oft war er wie besessen darnach, alles in sich aufzunehmen, in sich dauernd zu verwahren.

Durchdringend heulte in der Nähe eine Sirene auf. Und dort drüben — endlich! — musste das Meer sein, der Hafen — die innere Stadt und der Hafen, der wie ein Magnet Menschen und Schiffe an sich zieht. Die Kumuluswölklein verblassten vollends und segelten jetzt vor einem grünlich-blauen Himmel. Plötzlich huschte ein Tier vor ihnen dem Rinnstein entlang und verschwand blitzschnell in einer Kloakenöffnung.

«Eine Ratte», stellte Frank sachlich fest, «wir sind auf dem richtigen Weg.»

Aber gleich darauf flatterte ein weisser Taubenschwarm über sie hinweg, golden aufschimmernd und flügelrauschend.

Sie näherten sich einem Park; still und verlassen lag er unter dem Licht des neuen Tages, mit seinen Koniferen, den Platanen, Fächerpalmen und den verwahrlosten Blumenrabatten. Die Tauben waren erwacht, die kleinen Sänger, die Blumen, der lustige Esel mit seinen Stöckelschritchen, die Arbeiter — aber sonst schien Marseille noch zu schlafen.

Und in dem Park erspähte der Deutsche einen Brunnen. Sofort lenkten sie ihre Schritte dorthin, und er sagte: «Jetzt können wir uns reinigen und striegeln, damit wir wieder das Aussehen von zivilisierten Menschen bekommen», und herausfordernd fügte er noch hinzu: «Wir sind doch Menschen?»

Es war, als hätte er diese rhetorische Frage an die ganze Welt gerichtet, aber die Welt pflegt ja auf solche Fragen und Ausrufe nicht zu antworten.

5.

Eine Stunde später sassen sie vor einem Café am alten Hafen, geschniegelt und gestriegelt als hätten sie die Nacht in einem Hotel verbracht. Martin hatte seine Haare mit Wasser gezähmt, auf begrenzte Dauer freilich, denn sie waren widerpenstig wie sein Herz. Er war auch frisch rasiert und freute sich seiner Wangenglätte. Er fühlte sich überhaupt wieder völlig heimisch in seiner Haut und das war ein wundervolles Gefühl! Hingerissen blickte er auf den Vieux Port mit seinem Bootgewimmel, den flinken, wendigen Zillen, den Barkassen und kunterbunten Segelschiffen. Die vergoldete Jungfrau funkelte weithin sichtbar von

der Notre-Dame de la Garde, und draussen, hinter der riesigen Schwebebrücke, die die beiden Ufer verbindet, dort draussen umspülte das Meer die Insel seiner Knabenträume: Chateau d'If, die sagenumwobene, von Dumas père verherrlichte, in deren Verliessen der berühmte Graf einst schmachtete.

Günter Frank hatte den Schweizer zu einem schwarzen Kaffee eingeladen. Es geschah nicht schweren Herzens, aber doch mit einer gewissen Ueberwindung. Er hortete noch Geld oder sass vielmehr auf seinem letzten Zehrpfennig wie die Riesenkröte auf dem Märchenschatz. Die Einladung konnte ihm Martin nicht hoch genug anrechnen; wieder einmal überwand ein Armer leichter seinen Egoismus als ein Reicher seinen Geiz. Sogar zwei Hörnchen durfte der Schweizer verzehren. Sie mundeten unsagbar gut; auch eine Zigarette hatte Frank in einer Anwendung von sträflichem Leichtsinne gespendet.

Es war noch nicht sieben Uhr. Der Garçon säuberte die Tische und Stühle. Schon kamen die Fischer vom Fang zurück. Austernverkäuferinnen beluden ihre Bretterstände mit frischer Ware. Fuhrwerke aller Art rollten über den Quai des Belges. Die Schleppdampfer stiessen schwarze Rauchsäulen in die klare Morgenluft. Von Minute zu Minute wurde das Leben bunter und wimmelnder; Schiffsleute, Fischer und Arbeiter kamen eilig, um rasch einen Schwarzen zu schlürfen und die ersten Neuigkeiten auszutauschen.

Martin fühlte sich ausserstande, alle die auf ihn einstürmenden Eindrücke und Bilder aufzuspeichern. Sein Elend hatte er vergessen, in einen Winkel verdrängt; er hatte vergessen, dass er mittellos war und noch nicht wusste, wie er weiter leben sollte. Schliesslich musste er doch das Konsulat seiner Heimat aufsuchen.

Jetzt war es noch zu früh, und eigentlich dachte er nur mit Widerwillen an diesen schweren, demütigenden Gang. Er räkelte sich mit Behagen auf seinem Stuhl, wohlig durchwärmte ihn die Sonne, und er blinzelte und träumte, blutjung und töricht wie er war, nur von den angenehmen Dingen des Lebens und vielleicht bildete er sich auch ein, im Merkbüchlein der Göttin Fortuna wenigstens ein Kreuzlein zu besitzen.

Günter Frank hatte ihn eine Weile beobachtet, diesen vertrauensseligen Burschen mit dem dunkelblonden Haar, das sich in der Wärme bereits wieder zu kräuseln begann; mit dem eher runden Antlitz und den freimütigen blaugrauen Augen.

Dann schlürfte er den Rest des Schwarzen mit Behagen, spickte den Zigarrenstummel in die Luft und begann unvermittelt:

«Jetzt — mein Lieber, sollten wir einmal wie Männer miteinander reden, was meinst du?»

Martin schreckte aus seiner Träumerei auf und blickte den Deutschen erwartungsvoll fragend an.

«Du hast also keinen Centime mehr?» fuhr dieser ernst, fast väterlich besorgt fort.

«Keinen Sou», antwortete Martin wahrheitsgetreu, «gestern früh habe ich mit meinem letzten Franc Brot gekauft.»

«Und jetzt — was hast du für Absichten und Pläne?» Anderegg zuckte ratlos die Achseln.

«Du weisst es natürlich nicht. Arbeit willst du suchen — gut. Wenn du unbedingt an Wunder glauben willst, so tu es nur, auf mich ist kein Verlass. (Martin wollte ihn unterbrechen, doch der Deutsche fuhr in seinem bestimmten Tone fort): Ich habe nur noch meine letzte kleine Reserve. Und ich bin ja auch kein Wohltäter, das brauche ich dir wohl nicht zu erläutern. Warum bist du nicht in deiner Heimat geblieben?» Er beantwortete die Frage selbst. «Gewiss, du bist arbeitslos geworden, aber das ist doch kein Grund seine Heimat zu verlassen, wo man doch immer zu essen hat — besonders in der Schweiz, die Schweiz ist ja ein Paradies!»

«Ich wollte auch etwas sehen und erleben, die Gelegenheit schien mir günstig . . .» Martin errötete wie ein junges Mädchen. Er wollte sich zur Wehr setzen und spürte zugleich, dass Frank es gut mit ihm meinte, aber die «störrischen» Gefühle regten sich in ihm.

«Jetzt hast du keinen Centime mehr, und hier liegen sie auch nicht auf den Strassen, wenigstens nicht für uns, da muss man mit besonderen Augen begnadet sein. Ich gebe dir einen Rat, mein Lieber: suche dein Konsulat auf, lass dir einen Fahrschein nach Hause ausstellen und geh heim zur Mutter.»

Martin blickte verlegen und innerlich widerpenstig vor sich hin; kleinlaut sagte er: «Soll ich das wirklich?»

«Es ist das allerweisseste, was du überhaupt tun kannst, glaube mir.»

«Dann tipple ich doch lieber nach Hause!» stiess er störrisch aus. «Ich kann nicht um Gnade betteln, überall meinetwegen, nur nicht bei meinen Landsleuten!»

«Nanu, jetzt wirst du ja kindisch! Du kannst ihnen doch später das Geld wieder zurückzahlen,

wenn sich das mit deiner Ehre nicht verträgt. Oder tu was du willst, auf mich brauchst du nicht zu hören . . .»

«Doch, ich will gern auf dich hören! Du . . . du . . . hast wie ein Freund an mir gehandelt. Aber was willst du tun?»

«Ich bin ein verfluchter Boche hier», antwortete Frank bitter.

«Das habe ich auch schon hören müssen — sie hielten mich für einen Deutschen und waren sehr unfreundlich, besonders die alten Frauen. Vielleicht sind die Leute, die das sagen, nur borniert und dumm.»

«Gewiss, dumm und borniert, den Hass eines ganzen Volkes kann man ja nicht von einem Tag auf den anderen abdrehen wie einen Wasserhahn. Und die alten Frauen, die du meinst, die haben ihre Männer, ihre Söhne und Enkel verloren — die Weiber hassen eben nicht die wahren Schuldigen, sie hassen stur. . . Und hier bin und bleibe ich der alte Erbfeind, als ob ich Bismark, Krupp oder sonst eines dieser grossen Tiere wäre! Ich harre hier aus, bis sich eine Gelegenheit findet zum Verschwinden. Habe ich dir das nicht schon einmal gesagt? In Frankreich bin ich ein verdammter sale boche und in meiner Heimat ein Feind der Nation, weil ich mich nicht geduckt habe. In Frankreich will ich nicht mehr lange staatenlos herumliegen und nach Deutschland will und kann ich nicht zurück. Ein aufreibendes Dilemma, und ich versuche es wie ein Mann zu tragen, das kannst du mir glauben. Oder soll ich mich mit den anderen Emigranten zusammenrotten? Mir Illusionen machen? Wer weiss, wie lange das dauert in Deutschland? Ich habe keine Verdienste und bin keine Leuchte irgend einer Partei. Ich bin weder Jude noch Kommunist, ich weiss nur, dass ein Land zugrunde geht, wenn es von Wahnsinnigen regiert wird. Wozu diesen elenden Kram aufwärmen! Wenn ich mich hier auf einem Schiff ohne Papiere anheuern lassen kann, dann ist es gut, dann fühle ich mich gerettet, im siebenten Himmel! Aber es muss bald geschehen, in den nächsten Tagen schon, im anderen Fall entscheide ich mich für einen alten und bequemen Ausweg, den viele andere vor mir auch schon gewählt haben. . .»

«Ja?» «Für die Fremdenlegion.»

«Und eine andere Lösung gibt es nicht?»

«Ich kann keine andere sehen.»

Sie verstummten. Unwirklich empfand Martin auf einmal diese Unterhaltung. Beide waren sie Fremdlinge auf diesem Pflaster, heimatlose Gesel-

len, dem Gesetz des Zufalls unterworfen, und doch meinte es die Sonne auch mit ihnen gut. Sie war die Allmutter, die Allbeschirmende, ohne ihre Wärme mussten sie alle erstarren, zu Glas werden... Gross stand sie jetzt am Himmel, ungeheuer wärmend, die Stadt und das Meer mit Gold überglänzend.

Auf dem Quai des Belges hatte das alltägliche Leben begonnen. Die Menschen eilten ihren Geschäften nach. Es waren Menschen, die hier geboren waren und hier gewiss auch sterben wollten. Sie lachten und schwatzten, gestikulierten und schrien; sie handelten, feilschten oder standen faulenzend herum. Sie waren griesgrämig oder gedankenverloren; sie hatten Kummer zu tragen oder Freude auszudrücken. Die Menschen waren hier wie überall, aber ein wenig kam es doch auf die Sonnenwärme an, auf den Wellenschlag des Meeres, und wohl auch auf die vergoldete Jungfrau hoch über der Stadt.

Sie lebten ausserhalb dieser alltäglichen Welt; sie waren Parias, Strandgut, das von irgendwo fortgeschwemmt ziellos dahintreibt...

«Ich war schon einmal hier», begann Frank von neuem. «Einige Monate lang, wie eine Tannennadel in einem Ameisenhaufen. Ich habe auf eine günstige Gelegenheit gelauert, um zu entinnen. Ich wollte fort — irgendwohin. Nach Australien meinetwegen, nach Südamerika, Afrika, ganz egal wohin, aber alle meine Pläne wurden vereitelt, weil das Geld nie reichen wollte. Und dann ist diese idiotische Geschichte gekommen, siehst du da oben, in der Rue de la République, da haben sie doch Barthou ermordet, erinnerst du dich? Wie wenn diese Meuchelmorde etwas ändern könnten! Das mag meinetwegen bei eurem Teil wirksam gewesen sein, aber dieser Mord an Barthou war doch nur ein plumper, abscheulicher Meuchelmord. Ich hatte ein verfluchtes Glück, denn beinahe hätte mich damals die Polizei aufgegriffen und verhaftet wie viele andere. Marseille war wie verrückt in jenen Tagen. Ich lebte einige Zeit in Nizza, in einem obskuren Hotel als Casserolier, ein zweifellos ehrenwertes, aber geisttötendes Gewerbe, dazu brauchte es schliesslich keine Gymnasialbildung. Dieses Gewerbe musste ich natürlich auch «schwarz» ausüben, denn nicht einmal als Tellerwäscher hätte ich eine Arbeitsbewilligung bekommen. Darum wiederhole ich es ja immer wieder, dass du dir keine Hoffnungen machen solltest, und am Hafen ist schon gar nichts zu wollen, weil die Gewerkschaften mit Recht wachsam sind und die

Interessen ihrer Mitglieder wahren. Ich meine es gut mit dir und halte dich nicht zurück. Ohne Geld und ohne Arbeit kommst du unter die Räder. Denke auch an deine Mutter, deinen Vater...»

Martin erschrak innerlich. Die Mutter! Er wollte ihr doch endlich schreiben. Sie musste ein Lebenszeichen erhalten, doch im gleichen Augenblick fiel ihm auch ein, dass er sich nicht einmal eine Briefmarken kaufen konnte.

«Mein Vater lebt schon lange nicht mehr...»

«Und Geschwister — hast du Geschwister?»

«Einen Bruder, der bald aus der Schule kommt, und zwei Schwestern. Darum bin ich doch auch losgezogen! Weil wir genug am Tisch waren. Ich wollte den anderen nicht zur Last fallen. Es war unerträglich. Sie haben mir nie Vorwürfe gemacht — nie! Aber jeden Bissen Brot, den ich ass, nahm ich ihnen doch weg wie ein Parasit.»

«Du solltest die Deinen nicht vergessen, das tut nicht gut. Und wozu diese übertriebenen Gewissensbisse? Würdest du denn deiner Mutter jeden Bissen Brot missgönnen, wenn du sie einmal zu dir nehmen müsstest? Weiss der Teufel, ich rede wie ein Pfarrer daher, der fett in seinen Pfründen sitzt — und du wirst ja doch tun, was dir in den Kram passt. Das kommt daher, weil ich Erfahrungen hinter mir habe und nicht daran denke, dass andere die genau gleichen Erfahrungen machen müssen — jeder in seiner Art. Ich habe meinen Vater auch schon lange verloren, im Krieg. Kaum zwölf Jahre alt war ich damals, und die Mutter konnte uns nur mit Mühe und viel Not am Leben erhalten. Ich mag nicht daran denken. Und jetzt reden sie schon wieder vom Krieg und von der Vergeltung, diese Wahnwitzigen! Dieser widerliche Mensch mit seiner Schmachlocke und den unanständigen Augen, genau so könnte man sich einen Teufel vorstellen, aber die Menschen glauben ja nicht mehr an den Teufel, obwohl das Böse doch existiert. Alles kommt mir manchmal so spukhaft, so unwirklich vor... und diese... diese...» Er fand das Wort nicht, das er suchte. Gab es überhaupt ein Wort für jene, die er meinte? Er machte eine gleichsam verscheuchende Handbewegung, angewidert und verächtlich in einem, dann starrte er auf das Pflaster, blickte Martin plötzlich beschwörend an und sagte eindringlich: «Glaub es mir doch, du hast einen Weg zurück, du kannst zurück! Wenn du hier bleibst, ohne einen Sou in der Tasche zu haben, dann kommst du unter die Räder. Oder bildest du dir etwa ein, dir könne das nicht zustossen?»

(Fortsetzung folgt)